

phalen Peripetien und Rückschlägen weder durchgängig als Modernisierungsprozeß noch als Erfolgsstory beschreiben. Dies gilt insbesondere, wenn Modernisierung als ständige Annäherung an die so genannten fortschrittlichen Standards Westeuropas gedacht und – vice versa – der russische Sonderweg hartnäckig pejorativ als Rückständigkeit (backwardness, S. 6) interpretiert und mit der Ideologie der Slavophilen bzw. Eurasier in Verbindung gebracht wird.

Es liegt auf der Hand, daß man damit den Gründen für das Beharrungsvermögen und die Reformunwilligkeit im Reich der Zaren und Generalsekretäre kaum auf die Spur kommt. Tatsächlich hat man es bei den Reformstaus und ihren epochalen Lösungen, sei es durch Peter I., Katharina II., Alexander II., Lenin, Stalin oder Gorbacëv, auch weniger mit einem Aufholprozeß, als vielmehr mit einer ganz eigentümlichen Mischung von entwicklungsbedingter Langsamkeit historischer Abläufe in Rußland, rücksichtsloser Durchsetzung einer Modernisierung von oben und einem hoch selektiven, d. h. spezifischen Bedürfnissen angepaßten Ideen- und Institutionenimport zu tun. Die Gleichsetzung von Europäisierung und Aufholprozeß (to catch up with and overtake its Western rivals, S. 6) mit Modernisierung, ist zudem brisant und einseitig, wenn die imperiale Rivalität des 19. und 20. Jh.s damit erklärt werden soll, die mit Eintritt Rußlands in das System der „Großen Mächte“ unter Zar Peter ihren Ausgang nahm und mit dem Antagonismus der beiden Supermächte endete.

Folgte man dieser Argumentation, ließen sich – *horribile dictu* – Lenins Revolutionsdiktatur, die stalinische Kollektivierung und Industrialisierung,

aber auch die für den Kalten Krieg typische Selbstisolation der Sowjetunion als einen auf Westeuropa getrimmten Angleichungsprozeß beschreiben und beschönigen. Diese Erklärungen greifen historisch viel zu kurz und führen zu unpassenden Vergleichen. Bestechende Parallelen (S. 14) zwischen dem Zusammenbruch des Sowjetregimes 1991 und dem der Zarenherrschaft 1917 lassen sich jedenfalls – mit Ausnahme des Umstandes, daß in beiden Fällen ein überlebtes Ancien régime abgelöst wurde – nicht ausmachen. Und während die Romanovs sehr wohl das Opfer einer Revolution wurden, kann dies für den Reformler Michail Gorbacëv (S. 60) nicht gelten, dem ein gescheiterter Putsch des reaktionären Notstandskomitees die Herrschaft nahm und in die Hände seines Kontrahenten Boris El'cin legte.

Dittmar Schorkowitz

Detlef Schmiechen-Ackermann: Diktaturen im Vergleich, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2002, 174 S. (Kontroversen um die Geschichte).

Mit ihrer neuen Reihe „Kontroversen um die Geschichte“ hat sich die Wissenschaftliche Buchgesellschaft das Ziel gesetzt, Studierenden und anderen historisch-politisch Interessierten komprimierte Einführungen in die Forschungsdiskussion zu wichtigen wissenschaftlichen Themenfeldern in die Hand zu geben. Diesen Anspruch löst das vorliegende Buch des Magdeburger Zeithistorikers *Detlef Schmiechen-Ackermann* in geradezu vorbildlicher Weise ein. Auf hohem Niveau, aber in einer auch dem Laien verständlichen Sprache bietet der Band „Diktaturen im

Vergleich“ einen umfassenden und präzisen Überblick von der Theoriebildung der älteren Diktaturforschung in den 1920er und 1930er Jahren bis zu den Ergebnissen der jüngsten diktaturvergleichenden Analysen. Dabei beschränkt sich der Verfasser nicht darauf, Theorien und Forschungsansätze zu referieren und kontrastierend gegenüberzustellen, sondern er nimmt selbst abwägend und kritisch Stellung, ohne jedoch dem Leser damit sein Urteil aufzudrängen.

So stellt sein ganzes Buch ein eindringliches Plädoyer für die vergleichende Analyse diktatorischer Systeme dar. Unter voller Anerkennung grundsätzlicher methodologischer Bedenken gegen einen historischen Vergleich und der Warnungen vor einer Relativierung moralischer Urteile setzt sich *Schmiechen-Ackermann* dafür ein, die Erkenntnismöglichkeiten des Vergleichens zu nutzen, um „die spezifischen Merkmale zeitgenössischer Diktaturen [...] besonders prägnant“ herauszuarbeiten (S. 144). Solange historische Vergleiche von Diktaturen nicht auf politisch motivierte Gleichsetzungen und damit primär auf moralische Verurteilungen beziehungsweise Apologien hintnslaufen, sind sie demnach gleichermaßen legitim wie wissenschaftlich produktiv. Wenn man auch grundsätzlich einwenden mag, daß sich theoretisch auch völlig unterschiedliche Gegenstände miteinander vergleichen lassen, ist dem Verfasser doch darin zuzustimmen, daß das für einen sinnvollen Vergleich notwendige *tertium comparationis* durch die spezifische Form diktatorischer Herrschaft hinreichend gegeben ist.

Sehr differenziert erörtert *Schmiechen-Ackermann* die Möglichkeiten und Grenzen des Vergleichs von Dikta-

turen. Letztere ergeben sich schon rein praktisch aus der Asymmetrie von Quellenzugang und Forschungslage, die in vielen Fällen einen fundierten Vergleich erschwert. Weitaus stärker fällt ins Gewicht, daß vordergründig analoge Strukturen in verschiedenen Diktaturen voneinander abweichende Funktionen haben können, die einen Vergleich nur bedingt sinnvoll erscheinen lassen. Das gilt etwa für komparative Untersuchungen der Massenorganisationen Deutsche Arbeitsfront und FDGB oder des charismatischen Charakters diktatorischer Herrschaft, aber auch für eine vergleichende Bewertung des Terrorinstruments der Lager, dem bei aller äußeren Ähnlichkeit im Stalinismus eine andere Bedeutung zukam als im Nationalsozialismus. Vollends unmöglich wird der wissenschaftliche Vergleich, wenn es zu einzelnen Phänomenen in anderen Diktaturen kein Pendant gibt. Das trifft in ganz besonderer Weise auf den Holocaust zu, dessen Aufrechnung gegen Massenverbrechen kommunistischer Diktaturen der Verfasser als reine Demagogie zurückweist.

Chancen für einen produktiven Diktaturenvergleich sieht der Autor vor allem in heuristischer Hinsicht. So eröffnen sich neue Fragehorizonte, wenn etwa in der vergleichenden Faschismusforschung auf der Grundlage der Befunde zum nationalsozialistischen Deutschland eine intensivere Beachtung rassistischer Elemente im italienischen Faschismus angemahnt wird, um apologetischen Tendenzen in der Bewertung Mussolinis entgegenzuwirken. Ähnliche Möglichkeiten einer methodischen Anregung sieht der Verfasser im Verhältnis von NS- und Kommunismusforschung. Da sich letztere, bedingt durch den stark begrenzten

Quellenzugang vor 1990 nur in eingeschränkter Form entwickeln konnte, bieten die neueren Ansätze der NS-Geschichtsschreibung wertvolle Erfahrungen für die Erforschung des sowjetischen Kommunismus, des SED-Staats und der anderen staatssozialistischen Systeme Mittel- und Osteuropas. Zu Recht weist der Verfasser in diesem Zusammenhang aber auch auf die Risiken hin, die sich aus einer vorschnellen Übertragung von Modellen und Begriffen ergeben können. So schließt er sich ausdrücklich Bernd Stövers Warnung an, die Einschätzung des Widerstands in der DDR vornehmlich an den Ergebnissen der NS-Forschung zu orientieren, da in diesem Falle die unterschiedlichen politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen unberücksichtigt blieben.

Damit kommt der Autor auf ein methodisches Problem von grundlegender Bedeutung zurück. Die Auswahl kompatibler Sektoren in verschiedenen Systemen ist nur im Rückgriff auf einen integralen Vergleich möglich, dessen Grundannahmen aber ihrerseits auf die Verifizierung in sektoralen Vergleichen angewiesen sind. Das heißt, der Zuschnitt des Vergleichs wird oftmals stärker von Hypothesen als von fundierten Forschungsergebnissen beeinflusst. Dieses Dilemma läßt sich letztlich nicht auflösen, es verpflichtet aber dazu, die Vergleichsgegenstände mit größter Sorgfalt und unter umfassender Berücksichtigung ihres jeweiligen politischen, sozialen und kulturellen Kontextes auszuwählen und zu behandeln.

Als einen wichtigen „Sonderfall“ des Diktaturenvergleichs bezeichnet der Autor die komparative Untersuchung von NS-Regime und SED-Herrschaft, da diese notwendigerweise diachron angelegt sei und folglich die –

einseitig – „wirkungsmächtige Beziehungsgeschichte“ (S. 83) und die fundamental unterschiedlichen Ausgangsvoraussetzungen reflektieren müsse. Er folgert daraus, „daß zwar sektorale Vergleiche zwischen den beiden deutschen Diktaturen für zahlreiche Problemfelder gewinnbringend sein werden, dagegen aber die ganzheitliche Vergleichsperspektive aus wissenschaftlicher Sicht letztlich defizitär bleiben“ müsse (S. 87). Für diesen Sonderfall, aber letztlich auch für alle anderen zu vergleichenden Diktaturen bedeutet das, daß sie zwar einen bestimmten Herrschaftstypus repräsentieren, aber äußerst differenziert bewertet werden müssen.

Einen wichtigen Beitrag für die Typologisierung leistet der Band mit seiner Gesamtschau der theoretischen Ansätze zum Diktaturenvergleich. In kritischer Form setzt er sich mit der Totalitarismustheorie und dem Konzept der „politischen Religionen“ auseinander, denen er das Modell der „modernen Diktaturen“ gegenüberstellt. Während er anerkennend hervorhebt, daß die Totalitarismustheorie besser als andere Ansätze geeignet sei, die Spezifika moderner Weltanschauungsdiktaturen zu akzentuieren, sieht er im Paradigma der „politischen Religionen“ allenfalls ein methodisches Instrument, um einzelne Aspekte der Ideologie und Herrschaftspraxis zu beschreiben. Grundsätzlich tendiert der Verfasser dazu, in der vergleichenden Diktaturforschung vom Begriff der „modernen Diktaturen“ auszugehen, da dieser einen relativ offenen Interpretationsrahmen darstelle. Anders als die Totalitarismustheorie, die immer von einem Idealtypus ausgehe und den Wandel und Verfall der untersuchten Herrschaftssysteme nur unzureichend

erklären könne, erlaube er, Diktaturen unterschiedlichster Art und in verschiedenen Stadien ihrer Entwicklung in den Vergleich einzubeziehen. Relevant wird das etwa bei der Bewertung der Sowjetunion nach dem XX. und XXII. Parteitag der KPdSU, die Hannah Arendt dazu bestimmten, von einer Anwendung der Totalitarismustheorie nach Stalins Tod 1953 abzusehen.

Es ist das große Verdienst des vorliegenden Bandes, in systematischer Form einen internationalen Überblick theoretischer Ansätze und aktueller Forschungsergebnisse zu bieten, die der zukünftigen Diktaturforschung wichtige Anregungen geben können. Besonders aner kennenswert sind *Schmiechen-Ackermanns* Bemühungen, auch weniger bekannten Theoretikern zur Geltung zu verhelfen, deren differenzierte Überlegungen in manchen Fällen produktiver sind als der allseits bekannte und immer wieder zitierte Kriterienkatalog Carl J. Friedrichs. Man könnte allenfalls bemängeln, daß der Forschungsüberblick auf vergleichende Analysen beschränkt wird, während Studien zu einzelnen Diktaturen weitgehend unberücksichtigt bleiben, obwohl sie für die Gesamteinschätzung der Systeme und damit auch für ihren Vergleich von Bedeutung wären. Zu denken wäre hier beispielsweise an die Neubewertung der Partei im nationalsozialistischen Herrschaftssystem oder die neueren Forschungen zur Gesellschaftsgeschichte der DDR, die oft nur implizit auf Erfahrungen der NS-Geschichtsschreibung rekurrieren. Eine Erweiterung des Bandes in dieser Richtung hätte seinen Rahmen aber schätzungsweise endgültig gesprengt.

Thomas Schaarschmidt

Michael Riketta/Roland Wakenhut: Europabild und Europabewusstsein. Bestandsaufnahme der empirischen Forschung und sozialpsychologischen Forschungsperspektiven, IKO-Verlag für Interkulturelle Kommunikation, Frankfurt a. M./London 2002, 125 S.

Seit 1990 hat es im Hinblick auf die europäische Integration entscheidende Entwicklungen gegeben. War die europäische Integration bis in die achtziger Jahre eine nahezu ausschließlich wirtschaftliche Angelegenheit, veränderte sich dies sichtbar mit dem in Kraft getretenen Maastricht-Vertrag. Justiz, Innenpolitik, Bildung, Gesundheitswesen und Verbraucherschutz wurden nun (neben dem wirtschaftlichen) zu Bereichen der Zusammenarbeit deklariert. Einen weiteren wichtigen Schritt in Richtung europäischer Integration bildet schließlich die Währungsunion. Sie kann als die bisher konkreteste direkt erfahrbare Form dieses Prozesses im Alltag der Bürger in Europa gelten. Dennoch scheint Europa für viele Menschen immer noch weit weg, als abstraktes Gebilde, welches Unmengen Geld verschlingt und wenig praktischen Nutzen für die Bürger hat. Dies überrascht wenn man sich vor Augen führt, wie ungehindert die Bürger in Europa heute über Grenzen fahren, wo einst noch Kontrollen stattfanden und Schlagbäume den Weg versperrten. Wie selbstverständlich es geworden ist, mit einer Währung zu zahlen, Waren und Dienstleistungen zu konsumieren ohne Zölle zu zahlen, sich aus beruflichen oder Ausbildungsgründen in einem anderen EU-Land niederzulassen.

Die zahlreichen Fortschritte der europäischen Einigung werden allerdings auch durch Probleme überschattet. Zu